

Baden, meine zweite Heimat – Erinnerungen eines älteren Elsässers

Professor Raymond Matzen ist am 21. Februar 1922 in Straßburg geboren; seine Schulzeit verbrachte er in seiner Heimatstadt. Er studierte Deutsch, Englisch, Französisch, in Freiburg i. Br., Straßburg, und an der Sorbonne in Paris.

Er wurde professeur, agrégé de l'Université, und Leiter des dialektologischen Instituts der Universität Straßburg (1970–1988).

Prof. Matzen ist Mitherausgeber des elsässischen Sprachatlas und der elsässischen Enzyklopädie. Er hat über 50 Bücher veröffentlicht und unzählige Artikel. Und seine Arbeitskraft ist ungebroschen. Wir danken ihm für diesen Beitrag und wünschen ihm noch eine lange Schaffenskraft.

Adolf Schmid

Als geborener Straßburger aus der Zwischenkriegszeit verbrachte ich wie die meisten Stadtkinder bäuerlicher Herkunft den größten Teil meiner Schulferien auf dem Lande bei den Großeltern, vorwiegend mütterlicherseits, und zwar in Kilstett, einem friedlichen Ried-Dorf unweit des Rheins, nördlich von Straßburg auf der legendenumwobenen Goethe-Straße nach Sesenheim.

JUGEND IN STRASSBURG

Da mein Großvater, wackerer Sprößling eines uralten Bauerngeschlechts und Altbürgermeister aus der wilhelminischen Zeit, tief in seiner Heimat und in allem seit alters her Über-

lieferten verwurzelt war, hielt er daran fest, den Ahnenkultus auf seine Nachkommen zu übertragen.

Schon als Knabe mußte ich ihn bei seinen sonntäglichen Spaziergängen quer durch das Gewann begleiten, meist bis zum Rheinufer hin. Er zeigte mir stolz die Äcker und Wiesen, die er geerbt oder dazugekauft hatte, erzählte mir vom Pflügen und Säen, vom Keimen und Wachsen, Gedeihen und Reifen, vom Ernten und Heimholen.

Am Rhein angekommen, ging er spielend von der Landwirtschaft zur Erdkunde und Geschichte über: Dort entpuppte er sich als ein ausgezeichneter Lehrer. In einfachen, aber prägnanten Sätzen erklärte er mir, daß der breite Fluß, der vom Schöpfer als verbindende Wasserstraße ausgedacht worden war, leider von Feldherren und Politikern seit ein paar Jahrhunderten als Festungsgraben und willkürliche Grenze benutzt würde.

Und er betonte immer wieder, daß auf der andern Seite im badischen Land genau so gedacht und gesprochen, geschafft und gebaut, gesungen und gebetet wird wie im Elsaß, weil hüben wie drüben Alemannen wohnen. Und er fügte hinzu, daß bis zum Ersten Weltkrieg über den Rhein hinweg reger Austausch betrieben wurde: So sei der Urgroßvater mit einem Einspanner regelmäßig bei Gamsheim hinüber nach Freistett auf den Markt gefahren, um dort seine landwirtschaftlichen Erzeugnisse abzusetzen, was nach 1918 nicht mehr möglich war. Und da die Liebe Grenzen jeglicher Art zu überbrücken vermag, wurde damals sogar über den Strom hinweg geheiratet, so daß so manches Ehepaar die gemeinsamen, auf beiden Seiten

geerbten Äcker bebaute. In der Erntezeit wurden Getreide, Früchte, Kartoffeln und Rüben in beiden Richtungen über den wilden Strom heimgeholt.

Als einige Jahre vor dem Zweiten Krieg diesseits des Rheins die berühmte Maginot-Linie errichtet wurde, war mein Ahn empört, daß in seine fruchtbaren Furchen tonnenweise Beton gekippt und Eisen gerammt wurde: „Lüej emol, wie se unseri Stüecker verhunze un uns widder gejenenänder ufhetze!“

Da ich anno 1936 am Ende der Quarta ein sehr gutes Schulzeugnis mit dem ersten Preis im Deutschen nach Hause brachte, sagte stolz der Vater: „Zur Belohnung werde ich dir in den Sommerferien ein Stück deutschen Landes zeigen, zuerst mal drüben im Badischen das vertraute Hanauer Land.“ Er plante mit meiner Mutter und mir einzigem Sohn bis nach Baden-Baden zu fahren, um den damals noch weltberühmten Kurort zu besichtigen, wo nicht nur Kaiser und Könige aller Erdteile, sondern auch reiche Elsässer Linderung suchten.

Übrigens stammen die „Matzen“ aus diesem Landstrich am Fuße der Hornisgrinde. Ein Urahn, angeblich ein Glasbläser von Lauf-Glashütte (wo ein Weiler Matzen-Höfe genannt wird) soll um das Ende des Mittelalters mit seiner Ware bis nach Honau bei Kehl gelangt sein und sich nördlich von Straßburg niedergelassen haben. In der Wanzenauer Chronik werden schon im Jahr 1629 drei Männer namens „Matzen“ verzeichnet.

Als wir dann, meine Eltern und ich, an einem strahlenden Augustmorgen bei der Kehler Rheinbrücke die geplante „Deutschlandreise“ antraten, wurden wir im Zollamt trotz vorschriftsmäßiger Kennkarten und gültigem Paß aufdringlich ausgefragt und mißtrauisch abgetastet; die Koffer wurden eingehend durchwühlt, so daß ich als Junge glaubte, in eine andere, menschenfeindliche Welt zu fahren.

Wenn ich nun bedenke, daß man jetzt am ehemaligen Grenzposten keine Zöllner mehr sieht, und daß ich mich frei hinüber begeben kann, so oft ich will, wie im eigenen Lande über eine x-beliebige Brücke, so muß ich erfreut feststellen, daß beim Aufbau Europas in den letzten fünfzig Jahren ganz gewaltige Fortschritte erzielt wurden, Gott sei Dank weit größere, als während mehrerer Jahrhunderte zuvor . . . Dies

zur Aufmunterung der ewigen defätistischen Euro-Pessimisten!

ZWEITER WELTKRIEG

Als der Zweite Weltkrieg ausbrach, sprach mein älter gewordener Großvater gottergeben: „Hawi's nitt prophezeit? Widder e Brüederkriej! Un widder stehn mir ganz vorne! . . . Un wenn's mol ufheert ze dundere (wer weiß wenn!), were mer widder viel Trüemmerhife un Gräwer vor uns han!“

Die gefährliche, direktem Beschuß ausgesetzte „rote Zone“, ein 10 km breiter Streifen längs des Rheins von Saint-Louis bis nach Lauterburg, wurde total evakuiert, Straßburg wurde zur toten Stadt. Da wir im nordwestlichen, nicht betroffenen Vorort Mundolsheim wohnten (wo mein Vater in den zwanziger Jahren ein Haus gebaut hatte), wurden wir nicht umgesiedelt, zumal er als Obereisenbahninspektor das gesamte Personal des Rangierbahnhofs Hausbergen (an die 600 Mann) unter sich hatte und deswegen auf seinem Posten bleiben mußte.

Als die deutschen Truppen einzogen, fragte ich einen alten Nachbarn, der die Bismarckzeit erlebt hatte, wie er sich die Zukunft vorstelle. Optimistisch antwortete er mir: „Weisch, Junger, die verstehn mir wenigstens un sie au uns . . . Mir sinn friejer mit ‚ne üsg'kumme, es sott jetzt au widder mejlich sinn, wenn se nitt andersch sinn worre!“

Was mich anbelangte, so stand ich vor einem großen Fragezeichen. Ich hatte im Juli das „baccalauréat“ bestanden, das dem deutschen Abitur entsprach, konnte aber in meiner evakuierten Vaterstadt Straßburg, wo alles geschlossen war, kein Studium aufnehmen. Wer studieren wollte, mußte über den Rhein ins Reich, die Vogesenpässe waren ja hermetisch abgeriegelt. Verlockend wurden Stipendien für Studien in Freiburg, Karlsruhe, Tübingen und Heidelberg in Aussicht gestellt.

**FREIBURG: PHILIPP WITKOP -
MARTIN HEIDEGGER -
FRIEDRICH MAURER**

Da mein Vater noch mit einem „Waffenbruder“ aus dem Ersten Weltkrieg, einem sympathischen Kaiserstühler Winzer, in Verbindung

stand, schlug er mir vor, in Freiburg weiterzumachen, wo ich freundschaftliche Hilfe erhoffen konnte. Diese Möglichkeit gut weiterzukommen schien auch mir die beste Zuflucht aus der mißlichen Blockade.

Im Herbst 1940 fuhr ich also mit der Eisenbahn über Kehl und Offenburg dorthin, wo für mich ein neues Leben anfang. Mit zwei großen Koffern voller Wäsche und Kleider, Bücher und Schreibzeug, bezog ich im Klösterchen der Kartäuserstraße ein gemütliches, dem Schloßberg zu gelegenes, ruhiges Zimmer.

Tags darauf ließ ich mich an der Albert-Ludwigs-Universität einschreiben, wo ich dann in meinen Lieblingsfächern (Deutsch, Französisch und Englisch) sämtliche Vorlesungen und Seminare gewissenhaft belegte.

Ich hatte hervorragende Professoren, die mich Anfänger besonders beeindruckten und prägten. Es waren namentlich der solide Altgermanist und Mediävist Friedrich Maurer, der fesselnde Goethe-Spezialist Philipp Witkop, der blendende Romanist Hugo Friedrich und der ausgezeichnete Anglist Herbert Koziol. Solchen Lehrmeistern zuzuhören war ein Vergnügen, ein reiner Genuß!

Als junger Mensch, besonders als hemmungsloser Student, paßt man sich einer neuen Umwelt spielend an und lebt sich bald gut ein. So wurde ich von einem artverwandten Kommilitonen aus Freudenstadt gleich am Anfang meiner Freiburger Studienzeit in den sympathischen Kreis der Gemäßigten der „Suebia“ eingeführt. Dies war eine traditionsreiche Studentenverbindung, in deren stattlichem Heim mir als „Fuchs“ so manches beigebracht wurde, vor allem Reden schwingen, beim Fechten gezielten Schmissen entgehen, und viel Bier trinken, ohne „voll“ zu werden.

In meiner Freizeit bummelte ich zuerst wie ein Tourist durch die Straßen und über die Plätze der südbadischen Metropole, um all ihre vielen Sehenswürdigkeiten zu besichtigen. Mit ihren alten Gassen, Toren und Kirchen kam sie mir wie eine friedliche, romantische Provinzstadt vor. Das gotische Münster heimelte mich umso mehr an, als mir der Straßburger „Minschterzipfel“ in der Anfangszeit meines Aufenthalts sehr fehlte.

Als besessener Bibliophile stöberte ich wie ein unersättlicher Bücherwurm oft in den ver-

schiedenen Antiquariaten herum und konnte dabei meinen anfänglich geringen Bestand an deutschen Büchern dermaßen auffüllen, daß der Bücherschrank bald zu klein war.

Sonntags ging ich bei schönem Wetter mit Studienkameraden gern spazieren, bald die Dreisam entlang, bald auf den Schloßberg. So konnte ich mich schließlich in Freiburg wie in meiner Westentasche aus und ich fühlte mich dort so wohl wie daheim in Straßburg. Allmählich erweiterte ich meinen touristischen Horizont bis in den umliegenden Schwarzwald hinein und sogar hinauf: Schauinsland, Todtnau und der Feldberg, St. Peter, Hinterzarten und der Titisee wurden nach und nach zu beliebten Ausflugszielen.

Zu meinen markanten Universitätserlebnissen zählt u. a. eine denkwürdige Vorlesung von Philipp Witkop über Goethes Jugendlyrik. Da stand er als imposante Figur, groß und breitschultrig, die Hände beiderseits ans Rednerpult geklammert, und trug die schönsten Gedichte aus dem Zyklus der „Sesenheimer Lieder“ vor, namentlich das „Mailied“ und „Willkommen und Abschied“, dies mit solch einer überwältigenden Inbrunst, daß Tränen ihm über die Wangen liefen. Erstaunt, ja ergriffen dachte ich: „Wenn solch eine Athletenfigur beim Hersagen einiger Strophen bis zu Tränen gerührt ist, dann muß schon etwas Gewaltiges, Grandioses, Geheimnisvolles drinstecken!“ Ich habe mich dann bemüht, das Magische der jugendlichen Erlebnislyrik Goethes herauszufinden und bin so zum leidenschaftlichen Goethe-Bewunderer geworden. Eines Sonntags wallfahrtete ich sogar nach Emmendingen, um mich an der Mauer des alten Friedhofs vor dem Grab von Cornelia, der geliebten, frühzeitig verstorbenen Schwester des Dichterkönigs, in Ehrfurcht zu verneigen.

Aus meiner Freiburger Studienzeit haftet eine andere Erinnerung tief in meinem Gedächtnis: Ich suchte einmal im Labyrinth der Gänge nach dem Raum einer verlegten Vorlesung, da kam ich an einem Hörsaal vorbei, dessen Tür in Erwartung des Professors noch offen stand. Er war so überfüllt, daß einige Zuhörer aus Platzmangel sogar auf den Stufen der gestaffelten Sitzreihen saßen. Ich fragte: „Wer soll da sprechen?“ Ein älterer, dem Aussehen und Akzent nach spanischer Student antwortete-

te halblaut und ehrfurchtsvoll: „Heidegger!“ Dieser Name sagte mir schon was, denn er war bereits zwei- oder dreimal in meinen literarischen Lektüren aufgetaucht . . . Also gesellte ich mich gespannt zu den Wissensdurstigen. Kam gerade ein einfacher Mann zur Tür herein, mittlerer Größe, in kurzer Lederhose und weißen, dicken Wollstrümpfen mit farbigen Quasten wie ein Bayer. Da er weder eine Mappe noch ein Buch oder ein Heft in der Hand hatte, kam er mir wie der Hausmeister vor, der nachsehen wollte, ob die Tafel abgewischt und ob genügend Kreide vorhanden war. Er bestieg prompt das Podium. Alles wurde mäuschenstill: mir leuchtete gleich ein, daß es nicht der Hausmeister war. In der Tat fing der schlichte Mann selbstsicher an, ohne Notizen von etwas zu sprechen, wovon ich zuerst nicht viel verstand.

Man stelle sich einen frischgebackenen „Baccalaureus“ aus dem Elsaß vor, mit einer dürftigen philosophischen Grundausbildung in französischer Sprache, in Gegenwart des Hauptvertreters der Existenzphilosophie in Deutschland, der über ein metaphysisches Thema spielend mit einer spezifischen Terminologie jonglierte! . . . Vor lauter unbekanntem Wörtern, mir unverständlichen Wendungen und schleierhaften Begriffen brummte mir der Kopf: Sein, Dasein, Scheindasein, Bewußtsein, Alleinsein, Anderssein, Irrsein, Nichtsein!! Ich fragte mich schließlich, „Bin ich denn?“ Da ich aber von jeher an Rhetorik und Dialektik Gefallen fand, hörte ich dem imponierenden, ja faszinierenden Existenzialisten immer aufmerksamer zu und blieb am Ende verblüfft, wie verzaubert sitzen.

Ferner habe ich einen anderen großen Lehrmeister noch in bester, ja dankbarer Erinnerung, nämlich den bereits erwähnten, oft zitierten, ja berühmten Philologen und Dialektologen Friedrich Maurer.

Der Natur und dem Volk sehr nahe, in seiner Heimat und deren Tradition tief verwurzelt, schöpfte der unermüdliche Germanist bei seinen sprachlichen Erkundungen und Erhebungen aus dem Urwüchsigen.

Im Juni 1941 unternahm er mit uns Studenten eine Studienwanderung durch das Wiesental, um uns dort von Ort zu Ort in die komparative Dialektologie, d. h. die vergleichende Mundartforschung einzuweihen, und zwar auf

der Grundlage früherer Aufnahmen und Sprachkarten.

Zum Abschluß der sehr interessanten, in Todtnau angefangenen Studienwanderung wollte der gewissenhafte Sprachforscher seine wissenschaftlichen Ausführungen auch literarisch illustrieren und kommentieren. Er führte uns nach Hausen im Wiesental und zeigte uns den alten Bauernhof, wo Johann Peter Hebel 150 Jahre zuvor bei den Großeltern mütterlicherseits aufgewachsen war. Natürlich nutzte er die Gelegenheit, um uns an dieser ehrwürdigen Gedenkstätte einige der bekanntesten Gedichte des unsterblichen alemannischen Homer vorzutragen. Dies alles beeindruckte mich um so mehr, als ich früher auf dem Ahnenhof gern der Großmutter zuhörte, wenn sie mir eine nette Geschichte aus Hebels „Schatzkästlein“ erzählte.

In Hausen spürte ich fürwahr zum ersten Mal eine Art Berufung, mich später der Mundartforschung und Heimatdichtung zu widmen, und das habe ich bis heute immer intensiver getan. Was einen in Kindheit und Jugendzeit erschüttert, ergreift oder begeistert, soll einen ja, nach Sigmund Freud, für das ganze Leben kennzeichnen und prägen.

Kaum war ich nach jenem erbaulichen, anregenden Mundartseminar vom malerischen Wiesental nach Freiburg zurückgekehrt, da fand ich in einem Antiquariat beim Schwabentor eine alte Ausgabe der „Alemannischen Gedichte“. Als junger Straßburger Niederalemanne mit fränkischen Einschlag wußte ich darin dem urwüchsigen Oberalemannischen den originellen Reiz abzugewinnen und konnte die darin zum Ausdruck kommende urgewaltige Schöpferkraft Hebels erst richtig ermessen.

Eine überraschende, beflügelnde Offenbarung des mundartlichen Wortes! Damals schon dachte ich daran, sein lyrisches Werk ins Französische zu übertragen, mir wurde nämlich bald klar, daß vornehmlich ein zweisprachiger, prosodisch begabter Elsässer dazu berufen ist, die kernige alemannische Volksdichtung getreu in Victor Hugos Sprache zu transponieren. Wäre ich im harten Kampf um die Erhaltung der bedrohten Muttersprache nicht immer wieder durch politisch-linguistische Fragen und pädagogische Aufgaben in Anspruch genom-

men worden, so hätte ich die seit langem begonnene Übersetzung bestimmt schon längst zum Abschluß gebracht. Übrigens habe ich auch schon einige „Kalendergeschichten“ Hebels ins Französische übersetzt, komme aber leider auch da nicht so voran, wie ich möchte. Für geistig Schaffende ist ein knappes Menschenleben wahrlich zu kurz, deshalb hinterlassen sie alle viel Unvollendetes.

WERKSTUDENT IN KARLSRUHE, SOLDAT AN DER OSTFRONT

Da es in jenem Juni 1941 schon schöne Sommertage gab, ging ich einmal gegen Ende des Monats ins Strandbad bei der Dreisam. Ich legte mich mit meinem fesselnden Hebelband in die Sonne und ergötzte mich an seinen mitreißenden Strophen und Versen. Da gab der Lautsprecher plötzlich eine Sondermeldung durch: Joseph Goebbels, Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda, verkündete triumphal, dass Großdeutschland der UdSSR den Krieg erklärt habe und deutsche Truppen bereits siegreich nach Rußland vorwärtsstürmten. Es war für mich düsterer Posaunenschall, der das Ende meiner traumhaft schönen Freiburger Studentenzeit anmeldete, obwohl ich damals an den sonnigen, friedlichen Ufern der Dreisam noch nicht ahnen konnte, daß ich ein Jahr später als zwangseingezogener „Volksdeutscher“ mit reichsdeutschen Landsern einen eiskalten, sibirischen Winter im gefährlichen Mittelabschnitt der Ostfront verbringen sollte.

Während des Sommersemesters wurde ich, zusammen mit einem Freiburger Studienkameraden, beim Bau eines Staudammes im Witznauer Tal als Werkstudent eingesetzt. Zuerst standen wir wochenlang an einer großen Betonmischmaschine, die Stiefel im Schlamm und die Nasenlöcher voll von Zementstaub. Später mußten wir bei Vermessungen tagelang auf beiden Talseiten bald bergauf klettern, bald bergab krabbeln und auf Felsen oder Abhängen Meßstäbe senkrecht festhalten, bis abgewunken wurde. Dieser mühselige Einsatz dauerte bis zum Ende des Sommers.

Endlich zu Hause angekommen, fing ein neues Leben an – wie es heißt – aber nur für kurze Zeit, denn der Jahrgang 1922, d. h.

meiner, war im Elsaß der erste, der zum Reichsarbeitsdienst herangeholt wurde.

Im Herbst 1941 wurde ich also eingezogen und dem Lager von Balg bei Baden-Baden zugewiesen. Die Abteilung, der ich angehörte, mußte im Murgtal, in der Gegend von Gaggenau und Bad Herrenalb, allerlei Gräben auswerfen. Es war wochenlang ein mühsames Schuften mit Spaten, Pickel und Schaufel. Wenn wir die Woche hindurch gut gearbeitet hatten, durften wir sonntags ausgehen. Wir begaben uns am liebsten in das nahe gelegene Baden-Baden, in der Hoffnung, die Bekanntschaft junger „Schönen“ zu machen. Mit einfachen Schulterklappen ohne jeglichen Dienstgradstreifen an der Uniform hatten wir jedoch wenig Chance, einem hübschen Mädchen zu imponieren.

Nach dem Arbeitsdienst konnte ich mein Studium fortsetzen, und zwar in Straßburg: Die alte, zu propagandistischen Zwecken restaurierte Universität aus der Kaiserzeit war wie neu. Obwohl ich endlich wieder daheim war in meiner vertrauten Vaterstadt, ja sogar zu Hause im Kreise der Verwandten, sehnte ich mich nach dem liebgewonnenen Freiburg zurück. Warum? Als junger Mensch fühlte ich mich dort freier, während mir im besetzten Elsaß die diktatorische, stimmungsdämpfende Zwangsordnung des Naziregimes immer lästiger wurde. Man kam sich beobachtet, überwacht vor, wobei die gewonnenen, linientreuen Kollaborateure, die Spitzel, Kriecher, Lecker und sonstigen Schmeichler weit gefährlicher waren als jene „Reichsdeutschen“, die aus dienstlichen oder militärischen Gründen in unser Ländchen versetzt worden waren.

Am Ende des Sommersemesters 1942 wurde ich wieder als Werkstudent für die Rüstung herangezogen, diesmal nach Durlach in eine Maschinenfabrik, die damals Granaten herstellen mußte. Von morgens bis abends stand ich an einer Drehbank und drehte Zündergehäuse, Stück für Stück. Zermürende Roboterbeschäftigung, streng kontrollierte Akkordarbeit, preußischer Stachanowismus.

Gott sei Dank konnte ich mir sonntags mit einigen Leidensgenossen zur geistigen Erholung die ehemalige badische Landeshauptstadt Karlsruhe anschauen, wo ich in der Durlacher Allee, im dritten Stock eines soliden Baus aus

der Jahrhundertwende, ein Zimmer gemietet und daraus eine „bessere Studentenbude“ gemacht hatte.

Ich bewunderte besonders die einzigartige fächerförmige Stadtanlage mit den neuklassischen Bauten, das prächtige Schloß mit dem großen Park, die reichhaltige Kunsthalle, den weiträumigen Marktplatz mit dem pyramidalen, wahrzeichenhaften Grabmal des Markgrafen Karl Wilhelm. Ich ging auch gern durch den schön angelegten, entspannenden Tiergarten. Ich hatte das Glück, dies alles noch in seiner ursprünglichen, unbeschädigten Schönheit besichtigen zu können. Leider wurde es bald darauf durch den ersten Luftangriff schwer beschädigt oder ganz zertrümmert.

Es war in der Nacht vom 2. auf den 3. September. Da erlebte ich zum ersten Mal die unvorstellbaren Schrecken einer systematischen, wellenartigen Bombardierung. Alle Mitbewohner hatten sich in den Keller geflüchtet. Zusammengepfercht zitterten alle vor Furcht, ja vor Entsetzen. Erdbebenartige Erschütterungen, Luftstöße durch schlecht verschanzte Kellerlöcher, Platzen von Wasserleitungsröhren, Gasströmungen, herzerreißendes Schreien entgeisterter Kinder, erschütterndes Heulen und Jammern verzweifelter Mütter. Dies alles bei fahlem, schwankendem Kerzenlicht oder gar in totaler Finsternis. Wahrlich apokalyptische Szenen und Visionen! Mit Recht verfluchte ich die „erbarmungslosen, ja unmenschlichen Angelsachsen“, wie andere die „bösen, unerbittlichen Teutonen“ verdamnten. „Menschlich, allzumenschlich!“ hat Nietzsche einmal gesagt. Ja, es darf sich niemand einbilden, er sei besser als der andere! . . . Aber wie heißt es? „Wenn zwei das Gleiche tun, ist es noch lange nicht dasselbe!“ „Kriegsverbrecher“ gab es zu allen Zeiten und wird es leider immer wieder geben!

Wie dem auch sei, eins habe ich mir damals geschworen: Sollte ich davonkommen, so werde ich später als Elsässer alles tun, um solch eine Barbarei, solch ein wahnsinniges innereuropäisches Massenmorden zu verhindern. Nie wieder Krieg am Rhein!

Als im Oktober 1942 der Jahrgang 1922 der annektierten Elsässer wieder als erster eingezogen wurde, diesmal in die Wehrmacht, war ich natürlich wieder dabei. Nach einer fünf-

wöchigen Grundausbildung in Augsburg und einer zusätzlichen intensiven Schulung als Funke und Peiler in München und Frankfurt am Main wurde ich der Sonderabteilung zugeteilt, die in Rußland hinter der Frontlinie die heimtückischen Partisanensender ausfindig machen sollte.

Wie oft träumte ich dann von den friedlichen Dreisam-Üfern, vom stillen Freiburger Schloßberg und vom romantischen Wiesental. Und wenn mir Hebels hehrer Geist vorschwebte, glitten mir hin und wieder trotz des Piepsens und Brummens meines Telefunken-Empfängers einige alemannische Verse, bald wehmütig, bald aufprühlerisch vom Bleistift auf ein Stück Papier.

NEUER BRÜCKENSCHLAG

Nachdem ich im Juni 1945 Gott sei dank aus dem Osten heil heimgekehrt war, trieb es mich bald über den Rhein ins Badische, wo mich vieles anzog, einst Besichtigtes und Erlebtes, viel Schönes und Liebes: Der Mensch fährt ja immer wieder gerne dahin, wo er einmal glücklich war; und zu den schönsten Erinnerungen gehören die sorglosen, vielversprechenden Jahre der unvergesslichen Studienzeit. So pilgerte ich überall hin, wo ich ehemalige, treu im Gedächtnis bewahrte Bilder wiederzufinden hoffte. Orte und Stellen, wo der verheerende Krieg nicht allzu tiefe Spuren hinterlassen hatte, wo die tief eingprägten Erinnerungen nicht allzu sehr entstellt, verwischt waren.

Immer öfter suchte ich drüben im badischen Land alte Freunde auf, fand dabei auch viel neue, lauter wackere, friedliebende Menschen, die wie ich das aufsässige Kriegsgespenst vertreiben wollten, so weit vom Rhein weg wie möglich. Es galt für uns alle, über den verhängnisvoll trennenden Fluß neue Brücken zu schlagen. Man regte mich vielerorts an, Vorträge über die Nachkriegssituation und über die Zukunftsaussichten nicht nur im Elsaß, sondern auch in Baden zu halten, hoffnungsvoll mit europäischem Geist vom grenzüberschreitenden Wiederaufbau zu „predigen“: Dabei sollte und wollte ich natürlich von allem sprechen, was zwischen Schwarzwald und Vogesen den linksrheinischen Teil der Ebene mit dem rechts-

rheinischen eng verbindet, Geschichte, Glauben und Streben, Sprache, Kultur und Tradition.

So bin ich bis jetzt schon vielerorts gewesen, um das Bewußtsein einer gemeinsamen Identität wachzuhalten, wenn möglich, es zu gesteigerter Zusammenarbeit anzuregen. Dies hat mich vom südlichen, oberrheinischen Landstrich rheinabwärts bis in den nördlichen, niederrheinischen bzw. fränkischen Raum geführt.

GOETHE, FRIEDERIKE UND MEISSENHEIM

Da ich auch gern über meine drei Lieblingsautoren spreche, die in die oberrheinische Kulturgeschichte eingegangen sind, nämlich Goethe, Hebel und Schickele, so habe ich schon da und dort einen Vortrag über den einen oder anderen von ihnen gehalten.

Was den erstgenannten anbelangt, so war ich frühzeitig durch den tragischen Ausklang des Sesenheimer Liebesidylls und Friederikens Lebensabend bei Schwester und Schwager im Pfarrhaus zu Meissenheim dorthin verwiesen worden. Ich bin gleich nach dem Krieg hingefahren, um andächtig das einfache, stille Sterbezimmer aufzusuchen, sowie die einzigartige Barockkirche mit der prachtvollen Kanzel und der wertvollen Silbermann-Orgel zu besichtigen. Tief ergriffen war ich, als ich mir vorstellte, daß die Pfarrersschwägerin im Gotteshaus Trost, Frieden und Segen fand.

Auf dem weißen Grabstein mit ihrer schönen Büste im Relief las ich wie in einem Traum den einzigartigen Spruch:

„Ein Strahl der Dichtersonne fiel auf sie,
so reich, dass er Unsterblichkeit ihr lieh“.

Vor Rührung murmelten meine Lippen einige Worte der Bewunderung, des Dankes und des Glaubens an die Unsterblichkeit.

JOHANN PETER HEBEL

Seit der Wanderung durch das Wiesental mit Professor Friedrich Maurer und der literarischen „Wallfahrt“ nach Hausen im Mai 1941 hat mich Johann Peter Hebel immer mehr in seinen Bann gezogen.

Im Mai 1971 hatte ich die Ehre, im Ahnenhof des alemannischen Klassikers die Laudatio

auf den elsässischen Hebelpreisträger Lucien Sittler, Stadtarchivar von Colmar, halten zu dürfen: Die hohe Auszeichnung wurde ihm in Anerkennung seiner großen Verdienste als elsässischer Kulturhistoriker verliehen. Dreißig Jahre zuvor hätte ich mir nie träumen lassen, daß ich einmal an jener Gedächtnisstätte am Rednerpult stehen würde.

Von jenem denkwürdigen Maitag an kam ich Hebel und seinem dichterischen Werk immer näher.

RENÉ SCHICKELE

Mein drittes kulturelles Lieblingsthema bildet René Schickeles Kampf um die Zweisprachigkeit am Rhein. Von ihm stammt der sinnbildliche, tiefgründige Ausspruch „Grenzvögel sind zweisprachig!“

Als Sohn eines Winzersprüßlings aus dem Breuschtal und einer Lehrerstochter von der burgundischen Pforte wuchs er um die vorige Jahrhundertwende im Unterelsaß (Oberehnheim, Zabern, Mutzig, Straßburg) zweisprachig auf: zu Hause wurde ausschließlich französisch gesprochen, draußen elsässisch und in der Schule damals deutsch.

Als Stilist ciceronischer Prägung hat er es mit seiner mustergültigen Prosa zu einem der tonangebenden deutschen Expressionisten gebracht. Kriegsfeindlich eingestellt, floh er im Ersten Weltkrieg in die Schweiz und setzte sich nachher unentwegt für ein vereintes Europa ein. Von seinem luftigen, auf der Badenweiler Höhe erbauten Haus aus konnte er beim Sinnen und Schaffen am Schreibtisch mit freier Sicht auf die geliebte heimatliche Rheinebene Kraft und Glauben für sein bahnbrechendes Werk schöpfen. Nicht umsonst hat er geschrieben: „Der Elsässer ist ein geborener Makler zwischen Deutschland und Frankreich.“ Ferner hat er unerschütterlich verkündet: „Ich glaube an Europa wie an das Leben!“

Seit sechzig Jahren ruht er auf dem kleinen, ländlichen Friedhof über der Stadt: auf einer schlichten Granitplatte steht nichts anderes als zwei Namen und zwei Daten, aber auf dem Stadtbrunnen des Markgräfler Thermalbadeortes lautet der vielbedeutende eingemeißelte Spruch: „Sein Herz trug die Liebe und die Weisheit zweier Völker.“

NEUE ALEMANNISCHE MUNDARTDICHTUNG

Im November 1977 veranstaltete ich als Leiter des dialektologischen Instituts der Universität Straßburg im Rahmen einer „Alemannischen Woche“ einen mundartlichen Dichterabend und zwei Tage später, im Auditorium des Straßburger Rundfunkgebäudes, ein alemannisches Dichtertreffen unter dem Motto „Vier Länder, eine Sprache.“

Da spürte man auf einmal, daß etwas von weittragender Bedeutung geschah: Neues alemannisches Bewußtsein kam auf, neues Verbrüdern bahnte sich an. Uns allen wurde klar, dass über Grenzen hinweg uns immer noch etwas eng verbindet, nämlich die von verwandten Ahnen übertragene gemeinsame Muttersprache, die alemannische Mundart.

Da bewog mich Dr. Fritz Foshag, der elsaßfreundliche, europäisch eingestellte Inhaber der Verlags Morstadt in Kehl, eine Reihe neuer alemannischer Mundartdichtung herauszugeben, die in vier gleichlaufenden Serien das Schaffen der bedeutendsten zeitgenössischen Mundartdichter Badens, des Elsaß, der Schweiz und Vorarlbergs erfassen sollte.

Als erste Anthologie gab ich im Jahre 1980 „Mülmüsik“ des Oberelsässers Adrien Finck heraus, gleich darauf meinen straßburgischen Gedichtband „Dichte isch bichte“ und anschließend „Loset, wie wär's?“ vom Markgräfler Gerhard Jung sowie „Vu Gott un dr Welt“ vom Kaiserstühler Karl Kurrus: In Leinen hübsch gebundene Bände in mittlerem Format von über 200 Seiten voller ausgewählter alemannischer Gedichte.

Ferner veröffentlichte ich einige Jahre später im selben Verlag das Schauspiel in drei Akten „Friederike Brion, Röslein rot“ von Erika Ganter-Ebert, einer literarisch begabten Sozialpädagogin aus Bad Säckingen, die aus leidenschaftlicher Goethe-Verehrung das rührende Bühnenstück geschrieben und ihrer besten

Freundin, Mathilde Saur, geb. Wernigk, Friederikens Ur-Urnichte, zugeeignet hatte. Nach sehr langem Warten und schier aussichtslosem Hofen war sie übergelukkig, als ihr Lebenswerk endlich doch im Druck erschien. Ich konnte es ihr als Geschenk zum 100. Geburtstag am 8. Mai 1991 im friedlichen Freiburger Johannesheim feierlich überreichen.

Nachdem ich beim Morstadt-Verlag in Kehl mehr als ein Dutzend Bücher über elsässische und badische Dichtung herausgegeben hatte, trat ich in den Dienst des Lahrer Verlags Moritz Schauenburg, bei dem ich ungefähr ebenso viele rheinüberbrückende Gedichtbände drucken ließ.

Ob ich über Goethe, Hebel oder Schickele spreche, über badische oder elsässische Literatur, oder auch über mundartliche und amtsprachliche Verhältnisse beiderseits des wilden, zur Grenze gestempelten und doch verbindenden Stroms, und dabei oft projizierte, geolinguistische Karten bespreche, ich stelle immer wieder mit Freude fest, dass das Interesse für das gemeinsame sprachliche und kulturelle Erbe hüben wie drüben noch nicht im geringsten nachgelassen hat, ganz im Gegenteil!

Also werde ich weiterhin motiviert über den Rhein fahren: für den bereits unternommenen, unbedingt notwendigen geistigen Brückenbau sollen Vorträge als vorantreibende Stützen und Bücher als feste Pfeiler dienen. Da ich bis jetzt auf der rechtsrheinischen Seite so viele unvergeßliche Stunden und Tage, Woche, ja Monate verbracht habe, und überall treue Seelen gefunden habe, aufmerksame Zuhörer wie auch beflissene Leser, wird das badische Land für mich immer mehr zur zweiten Heimat werden.

Prof. Raymond Matzen
Faculté des lettres et des sciences humaines
F-67000 Strasbourg